

INTERNATIONALE GESELLSCHAFT FÜR TIEFENPSYCHOLOGIE E.V.
Erweiterte Gemeinschaft Arzt und Seelsorger - Sitz Stuttgart

Vorstand: Prof. Dr. Peer Abilgaard
Prof. Dr. Luise Reddemann
Prof. Dr. Ralf T. Vogel
Wissenschaftliche Leitung: Prof. Dr. Brigitte Dorst
Pfarrer Wolfgang Teichert
Geschäftsführerin: Dipl.-Kffr. Elke Schmid-Eickhoff

Gegründet im Jahr 1949 als „Stuttgarter Gemeinschaft Arzt und Seelsorger“ von: Prof. Dr. Dr. med. Wilhelm Bitter - Geistlicher Rat Dr. theol. h. c. Hermann Breucha - Pfarrer Rudolf Daur

65. Jahrgang

März 2015

Liebe Freundinnen und Freunde,
liebe Mitglieder unserer Gesellschaft,

Vorstand, Wissenschaftlichen Leitung und Geschäftsleitung der IGT hoffen, dass Sie gut ins neue Jahr gefunden haben.

Durch Ihr Interesse und Ihr Mittragen kann unsere Gesellschaft die Lebendigkeit und die gute, anregende Atmosphäre haben, die immer wieder vermerkt wird. Besonders danken möchten wir all jenen, die aktiv die Tagung mitgestaltet haben.

Unsere letztjährige Herbsttagung zum Thema

„Der verletzte Mensch - Zwischen Freiheit, Mitgefühl und Verantwortung“

hat mit rund 700 TeilnehmerInnen wieder Interesse und Anklang gefunden.

Unsere Referentinnen und Referenten aus den Bereichen der Soziologie, der Humanwissenschaften, Psychologie, Medizin und Kunst boten uns einen perspektivisch sehr weit aufgestellten Spannungsbogen, der Raum für viele Einzelaspekte in sich barg: für die Verletzlichkeit des Menschen in verschiedenen Lebensphasen, seine Widerstandskraft, aller Belastung zum Trotz, aber auch für die Frage, wie Helfende mit der eigenen Verletzlichkeit umgehen können

Was in vielen Beiträgen spürbar wurde, war das Eintreten unserer ReferentInnen für die Würdigung eines Menschenbildes, das Verletzlichkeit anerkennt und klar Stellung bezieht, gegen all jene Umstände, die Verletzlichkeit missachten. Den Rückmeldungen der TeilnehmerInnen unserer Tagung war dann auch zu entnehmen, dass viele sich bestärkt fühlen, in ihrem Engagement für Hilfesuchende, auch und gerade wenn ideelle und ökonomische Würdigung unangemessen erscheinen.

Ein sehr bewegendes Thema wurde behandelt, und viele Gedanken und Gefühle wurden auf dieser Tagung miteinander geteilt, nicht zuletzt auch in den vielfältigen Angeboten am Nachmittag, wo die meisten etwas finden konnten, was ihren Bedürfnissen entsprach. Wir freuen uns darauf, viele von Ihnen auf der nächsten Tagung, vom 01. - 05. November 2015 zum Thema „Dazugehören und sich abgrenzen“ in Lindau wieder zu sehen.

Ihr

Peer Abilgaard

Der verletzliche Mensch - Zwischen Freiheit, Mitgefühl und Verantwortung

Lindau 2014

Angefangen mit einem Film über verletzende Auswahlprozeduren, geendet mit dem Zitat des ehemaligen Generalbundesanwalts Bauer, dass man gewisse Dinge nicht tun darf unter Menschen, suchte die interdisziplinär ausgerichtete Lindauer Herbstkonferenz der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie 2014 immer neue Anläufe, um ihrem Thema ‚Der verletzliche Mensch - Zwischen Freiheit, Mitgefühl und Verantwortung‘ gerecht zu werden. Unter neuer Leitung, aber mit aufmerksamer Präsenz und originellem Referat der Ehrenpräsidentin Verena Kast bekam das Thema neben seiner Verletzlichkeit eben auch seine zuversichtlich robuste Seite. Ein Abend im Gespräch mit dem Vorstand gab den Teilnehmenden außerdem Gelegenheit sich über Zukunft und Herkunft dieser originellen Tagung auszutauschen. Dass sich „Verletzlichkeit“ auch politisch als Thema aufdrängen würde, deutete sich in Lindau bereits an. Insofern hatte das Thema dieser Konferenz nicht nur therapeutische, sondern eben auch tiefenpsychologisch- politische Bedeutung.

Eröffnet wurde diesmal mit einem Film und einem kurzen Kommentar seiner Autorin und Regisseurin. Die Kölner Filmmacherin **Carmen Losmann** stellte ihren Film ‚**Work Hard – Play Hard**‘ aus dem Jahr 2011 vor. Man könnte ihn deuten als eine Art „Initiationsritus“ in die gegenwärtige Welt neuer Formen der Arbeitsorganisation und Methoden des Personalmanagements. „Human Resource Management“, so das beschönigende Wort für eine Auslese, in der die Sanierung des Betriebs mit der effizienten Sanierung seiner Angestellten einhergeht. Nichts werde bei Auswahl und Weiterbildung (Training) der Mitarbeiter dem Zufall überlassen. Die Ziele des Arbeitgebers seien, so eine der Optimiererinnen, „in die DNA (also in das Erbgut) jedes einzelnen Mitarbeiters zu implantieren“, sozusagen eine Operation bei wachem Bewusstsein. Stechuhfingerring sei gestern gewesen, Selbstoptimierung und vor allem Selbstkontrolle sind an deren Stelle getreten.

Wie kommt man auf dieses Thema? Carmen Losmann berichtete, dass sie auf diese „Welt“ der Arbeitsorganisation durch Berichte von drei kurz aufeinanderfolgenden Selbstmorden in der bis dahin als vorbildlich geltenden Firma Renault aufmerksam geworden sei. Ein Mitarbeiter habe in seinem Abschiedsbrief an seine Familie geschrieben, er sei "nicht mehr fähig, diese Arbeit zu machen.“ Die Arbeit sei "zu schwer auszuhalten", (zitiert die Zeitung Le Parisien in ihrer Ausgabe vom 20. Februar 2010 aus dem Brief). Der in Lindau gezeigte Filmausschnitt eines „Assessment Center im Sales Marketing“ bei der Firma Schott Solar zeigt diesen Übergang von Fremdkontrolle zur überfordernden Selbstkontrolle.

Um herauszufinden, welches Potential in der Belegschaft steckt, haben die Verantwortlichen der Firma ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zum Gespräch geladen. Sie wollten herausfinden, welche Persönlichkeiten ihre Mitarbeiter haben – Stärken und Schwächen inklusive. Hauptstichwort: Veränderung, natürlich auf Englisch: „Change“. Das große Ziel lautet: Optimierung. Selbstoptimierung ist erster Glaubensgrundsatz.

Beim Zuschauen fragt man sich, wie Carmen Losmann all diese Jünger der ständigen Verbesserung dazu gebracht hat, sich so freimütig vor der Kamera zu äußern. Merken sie nichts von der Menschenverachtung, die ihrem geschlossenen System eigen ist?

Umgebung, Sprache und Kleidung jedenfalls wirken irgendwie tot und leer. Lebendig wirkt in diesem Film nur die Angestellte dieses hessischen Solarunternehmens, die einer "Potenzialanalyse" ausgesetzt wird. Während der Befragung zu ihren Stärken und Schwächen lacht sie häufig. Später wird sie dafür gerügt. Ihr Lachen könne auf andere irritierend wirken, sagt die Beraterin. Zuvor hat die Angestellte gut gelaunt gesagt, sie betrachte das Berufsleben auch als Spiel. Jetzt schaut sie, als wolle sie die Unternehmensberaterin am liebsten zerfleischen.

In Lindau sagt die Filmemacherin: Sie agiere nicht als Anklagende in diesem Dokumentarfilm. Aber es sei nach dem Film „ein beklemmendes, unbehagliches Gefühl“ zurückgeblieben. Grund: Es habe nur standardisierte Einbahnstraßenfragen gegeben, unabhängig von der individuellen Person. Die Fragen nach dem persönlichen Leben drängten bewusst in die Intimsphäre der Betroffenen ein, um dort die „Schwächen“ zu finden oder - wie es euphemistisch heißt, die „Erweiterungen des Entwicklungsfeldes“. Solange man jedoch den Ansprüchen des Unternehmens entspreche, so die Autorin, sei alles in Ordnung. Was aber, fragte die Referentin, wenn ich nicht mehr „ordentlich performe“? Das Individuelle jedenfalls komme in eine Krise, wenn man an seine verletzlichen, empfindsamen und lebendigen Seiten denke.

Gibt es Auswege? Carmen Losmann wies auf eine Filmszene hin, in der es heißt, die Arbeit habe „schön“ zu sein. Schönheit sei dort zwar im Sinn von profitabel und gewinnträchtig gemeint, aber gerade dieser Begriff habe in sich die Potenz, dass die Betroffenen die Deutungshoheit dieses Schönseins nicht mehr den Optimierern und ihren Auftraggebern allein überlassen. Es könne sozusagen plötzlich zu der subversiven Frage kommen: Was ist für mich selber schön? Dann, so hofft sie, kämen intelligente Menschen darauf, sich nicht freiwillig weiter verbiegen und verletzen zu lassen.

Die Konstanzer Literaturwissenschaftlerin, Anglistin und Ägyptologin **Alaida Assmann**, führte ein in die shakespearesche Welt; Ihr Thema: **„Literatur als Schule der Empathie“** betrachtet durch das Prisma von Einfühlung (Empathie). Empathie sei die besondere Fähigkeit des Menschen, „in den Köpfen der Artgenossen zu denken, ihre Reaktionen vorwegzunehmen und sich auf ihre An- und Absichten einzustellen“. Ohne Einfühlung - so die Referentin - könnten Menschen ihr kulturelles Erbe gar nicht nutzen. Unser Zeitalter scheint also den emphatischen Mensch wieder entdeckt zu haben. Das sei heute die Voraussetzung für menschliche Beziehung und Bindung. „Die Literatur“, so folgerte Alaida Assmann, „kann in diesem Zusammenhang als ein Labor, eine Schule oder Spiegel für die Konstruktion von Selbst- und Fremdbildern verstanden werden, die unseren Umgang mit dem Anderen unter geschützten Bedingungen austestet, fördert und empathisch erweitert.“ Und so tat sie denn einen neuen Blick darauf, wie Gefühle in Shakespeares Drama „Othello“ gestaltet, kanalisiert und organisiert sind. Und so ließ sie teilnehmen am Drama der Gefühle der verschiedenen Szenen, Figuren und Typen, nicht ohne kleine Nebenblicke auf unsere, der Zuhörerinnen und Zuhörer, Emotionen.

Empathie sei keine verlässliche oder gar vorhersehbare Emotion, sie könne auch verweigert und abgewehrt werden. Empathie hat also auch eine Rückseite, einen Schatten. Frage also an Shakespeare: Was sind die wichtigsten Auslöser für Empathie? Warum bringen in einem Fall Zuschauer im Theater viel Empathie für eine Figur auf, im anderen jedoch sind sie schnell an den Grenzen ihres Einfühlungsvermögens? Wie geschlechtsspezifisch ist Empathie? Gibt es unterschiedliche Kulturen der Empathie?

Die Referentin begann mit Desdemona und dem Rätsel der Liebe zu dem schwarzen General Othello. Man könne sehen (aus Thallus Rede), dass es nicht Liebe war, die Desdemona zu Othello hingezogen habe, sondern Empathie. Sie liebte nicht – wie üblich und wie Yeats dichtet – mit den Augen, sondern mit dem Ohr. Sie hörte Othello zu. Mit „durstgem Ohr“. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit mehr auf das Innere von Othellos Person. Sie ersetzte also die wirkliche Erscheinung ihres Gegenübers durch ein Bild ihrer Imagination. Sie verfallt Othellos Erzählung, die reale Person habe sie dabei aus den Augen verloren. Sie verfällt Othello wegen ihrer Empathie und Othello verfällt ihr aus Dankbarkeit für eben diese Empathie. Othello: „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand. Ich liebte sie um ihres Mitleids willen“.

Die zweite Figur sei Jago, der Meister der Intrige. Einfühlsam? Er sei von Neid getrieben und egoistisch, kalt und abweisend. Seine „Empathie“ liege in der besonderen Intuition für die verletzlichen Seiten seiner Gegenüber. Er ist daran interessiert, dass seine Gegenüber in „einen schlechten Zustand“ geraten. Mitgefühl beim Publikum bekommt er deswegen nicht. So wie Feinde oft darauf spezialisiert sind, die Ziele ihrer Gegner zu verstehen, um sie für ihre eigenen Zwecke manipulieren zu können, so übt auch Jago eine Art „stellvertretende Innensicht“ (Martha Nussbaum am Beispiel von Folterern). Man könne also in Jago ein „Genie negativer Empathie“, ein „Genie stellvertretender Innensicht mit Intuition für die Schwachpunkte seiner Mitmenschen“ sehen. Sein ethisches Gefühl bleibt ausgeschaltet.

Eben das könne Othello nicht, weswegen er Jago auch verfallt, weil er ihn für einen Gedankenleser hält. Othello sei ein erfolgreicher General, und zugleich ein glückloser Ehemann. Aus der Perspektive der Empathie sei Othello die beeindruckendste, komplexeste und rätselhafteste Figur des Dramas. Er wirkt widersprüchlich, abstoßend, dann selbstbewusst auftretend, er, auf den Venedig seine ganze Hoffnung setzt. Das Taschenbuch („in dem Gewebe steckt Magie“) werde zum symbolischen Ausdruck des sich wandelnden Verhältnisses zu Desdemona. Vom erfolgreichen General zum glücklosen Ehemann. Eine Spaltung in der Person selbst, die zum Schluss den „Fremden in sich selbst“ ermordet.

Die Frage nach Empathieverhältnissen bei Shakespeare kann also neue Perspektiven auf Werk und Leben, auch, und gerade der Zuschauenden eröffnen. Die imaginative und moralische „Investition“ der Zuschauenden bedarf besonderer Aufmerksamkeit, weil sie Bühnenhandlung mit der gegenwärtigen Welt der Rezipienten zu verbinden vermag. Insofern werde Shakespeare zu „unserem Zeitgenossen“. Wir dürften freilich nicht vergessen, dass solche Zeitgenossenschaft jeweils auf unserer Begegnung mit den Stücken gründet und diese ist stets von prekären Empathieprozessen gesteuert: Einbildungskraft, die Abgründe der Fremdheit überspringt und Brücken über kulturelle Unterschiede bauen kann; stellvertretende Inspektion, die es einer Person ermöglicht, die Gedanken einer Anderen zu lesen und deren Handlungen vorher zu sehen - das beunruhigendste Phänomen, weil es eine Empathie ohne Mitleid gibt. Aber auch Mitleid in der Form einer Intervention für Zurückgesetzte und Leidende. Empathie sei keine stabile Ressource, sondern im Gegenteil, „ein ganz dünnes Band, das leicht zerreißt“, wobei Vertrautheit plötzlich in Fremdheit umschlagen kann. Sie sei immer auf Imagination angewiesen, aber diese müsse entwickelt und kultiviert werden, wenn sie eine ethische Dimension gewinnen soll. Sonst oszilliert Empathie, wie im Falle Othellos, zwischen Nähe und Ferne oder Fremdheit als Wunder der Faszination einerseits und Schrecken oder Angst und Terror andererseits. Solche Wechsel unserer emotionalen Reaktion erfolgen meist ohne unser Bewusstsein. Sie folgen einem kulturellen „Subtext“ stillschweigender Annahmen und verinnerlichter Bilder.

Verena Kast (St. Gallen) hat mit Bedacht für ihren Vortrag das Adjektiv „robust“ gewählt; auch wenn das vielleicht verstört (**Der Mensch verletzlich und robust**, so ihr Titel). Und um dies anschaulich zu machen, wählte sie zwei Bilder, eine Pieta von Michelangelo: ein zerbrechlicher, vom Tod gezeichneter und zugleich liebevoll gehaltener Corpus einer jungen Frau. Sie folgert daraus, wir seien sterblich, verletzlich, aber unsere Verwundbarkeit könne auch gehalten werden und eben das ermögliche, zu leben. Je nachdem, mit welcher Person wir - symbolisch - identifiziert seien. Fundamentale Verletzlichkeit und Möglichkeit des Aushaltens und damit umgehen können, das mache uns aus. Skandalös sei empfunden worden, dass die junge Frau und der nackte junge Mann etwa gleichjung sind. Auf einem zweiten Bild, einer Madonna mit Kind, sei dieselbe Frau abgebildet.

Verglichen mit dem ersten Bild hielt sie fest: Das Neue und Wachsende könne nicht ohne Tod dargestellt werden. „Verletzlichkeiten sind Erfahrungen im Vorhof des Todes“, sagte sie. Und zum

Menschen gehöre eben beides: Seine Verletzlichkeit und seine Robustheit. Es gehört zu den Herausforderungen des Lebens, die Balance zwischen beiden Polen zu finden. Ihre Folgerung: „Wir sind als Menschen zerbrechlich und wir können das auch aushalten, weil es ist, wie es ist.“

Als Beispiel führte Verena Kast den Traum eines krebserkrankten Patienten an, in dem er sich selbst aus Lebensgefahr rettet. Er sei erstaunt gewesen, überlebt zu haben und habe gedacht: Er sei wohl widerstandsfähiger und „robuster“ als er gedacht habe. Die Referentin fügte allerdings hinzu, Verletzlichkeit und Robustheit seien jedoch ambivalent. Man könne in seiner Verletzlichkeit übersensibel werden und in seiner Robustheit einfach rücksichtslos, derb oder „taff“. Unter welchen Umständen man weniger robust sein könnte, machte Verena Kast am Robustheitskonzept von Suzanne Kobasa deutlich: Drei Faktoren spielen dabei eine Rolle: Ein robuster Mensch ist hartnäckiger als andere aufgrund der Persönlichkeitsmerkmale und seiner erlernten Bewältigungsmechanismen. „Widerstandsfähigkeit“ sei zum Beispiel ein Schlüsselfaktor, ob hochgradig gestresste Führungskräfte einer Krankheit erliegen oder nicht. Die hartnäckigen Führungskräfte, die Krankheit vermieden, neigten dazu, Stressoren als Herausforderung und nicht als „Bedrohung“ zu empfinden, und damit ein Gefühl der Kontrolle über die Ereignisse zu bewahren. Ein weiteres Merkmal sei die Weigerung, schnell aufzugeben (Verbindlichkeitsmerkmal) und eine dritte Seite zeige die Fähigkeit einer Person zu wachsen und sich zu entwickeln anstatt statisch zu bleiben und Veränderung anstelle von Stabilität als Norm anzusehen. Mehr nach dem „Wozu“ zu fragen, als nach dem „Warum“.

Es ist dies das erste Mal, das Konzept von Widerstandsfähigkeit, Robustheit und mentaler Stärke auf die Tiefenpsychologie zu übertragen. Dabei sei das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit entscheidend, wobei dies auch nachträglich durch vertrauensvolle Bindungen an Ersatzeltern oder Bezugspersonen erzeugt und reguliert werden könne. Auch Erwachsene bräuchten Bindungspersonen. Denn Bindung sei die Grundlage für den Umgang mit Verletzlichkeit. Freundlichkeit, schöne Erinnerungen und Zugehörigkeitsgefühle sorgten dafür, dass wir weniger Angst und Stress empfinden. Gehirnphysiologisch „zuständig“ sei, wie Susannah Körber herausgefunden hat, das Oxydizin: Man fühlt sich wohler, habe weniger Angst, empfinde nicht so sehr den Stress. Sprachlich verweise das Wort ‚robust‘ auf Kernholz und Belastbarkeit. Deshalb, so Verena Kast, setze Robustheit genau in dem Moment an, wenn Scheitern akzeptiert und damit umgegangen werde. Fazit: Verletzlichkeit und Tragenkönnen können zusammengehören, wie die Michelangelobilder vom Beginn bereits symbolisch gezeigt haben. Das Konzept von Verena Kast könnte man fast theologisch weiterimaginieren: der verletzte Gott wird vom robusten Menschen gehalten - eine ungewöhnliche Verbindung. Scheitern könne also frei machen für einen neuen Weg. Die Robustheit setzt hier ein.

PNI heißt die Abkürzung. Das Kürzel steht für Psychoneuroimmunologie, eine Forschungsrichtung, die die Tatsache erforscht, dass sich Nerven-, Hormon- und Immunsystem wechselseitig beeinflussen. Das Ganze ist jedoch weitaus komplizierter, denn auch Psyche und soziales Umfeld haben Einfluss auf das Immunsystem.

Christian Schubert leitet das Labor für Psychoneuroimmunologie der Universitätsklinik für Medizinische Psychologie und Psychotherapie Innsbruck. Sein genaues Thema: **‘Der verletzte Mensch biopsychosozial - Erkenntnisse der Psychoneuroimmunologie’**. Er und seine Kooperationspartner haben ein Forschungsdesign entwickelt, mit dem die Wechselwirkungen zwischen Alltagserleben und Stresssystemparametern untersucht werden können; eine Forschung, die sich mit dem komplexen Netzwerk beschäftigt, das entscheidend auf die Immunaktivität einwirkt. Seine Frage: Ob auf dieser Basis eine gezielte Beeinflussung der Immunaktivität durch psychologische und psychotherapeutische Interventionen möglich ist? Eine spannende Frage, die von der Psychoneuroimmunologie (PNI) mit einem eindeutigen ‚Ja‘ beantwortet wird.

Sein Referat im Einzelnen zu reflektieren, wäre zu komplex. Daher beschränke ich mich auf wenige thematische Schwerpunkte: So seien besonders die chronischen Entzündungserkrankungen in den vergangenen Jahren in den Fokus der Psychoneuroimmunologie-Forschung gerückt. Denn sie zeigen in besonderer Weise die langfristig ungünstigen Folgen von psychosozialen Belastungen auf. Psychischer Stress sei normalerweise mit einer „Aktivierung der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse und des sympathischen adrenomedullären Systems“ verbunden. Zwei verschiedene Helfertypen, TH1 und TH2, würden dabei unterdrückt. Diese Aktivierung des Stresssystems diene unter anderem der Rückregulierung stressbedingter Erhöhungen von Entzündungssignalen. (Fremdwort: proinflammatorische Zytokine). Bleiben die aufgrund chronischer Belastungen aber langfristig im Blut, schädigen sie Körperzellen, fördern die bösartige Entartung von Zellen und hemmen paradoxerweise wesentliche schützende Immunfunktionen. Die Folge sind chronische Entzündungserkrankungen, zu denen heute eine Reihe von vor allem im Alter auftretenden Krankheiten gezählt werden, so beispielsweise Autoimmunkrankheiten, Herz-Kreislaufkrankungen und Krebs.

In Studien an Personen, die ihre an Morbus Alzheimer erkrankten Ehepartner pflegten, konnte der gesundheitsschädliche Effekt von langfristigem und ausgeprägtem Stress nachgewiesen werden. Dabei zeigte sich, dass der altersassoziierte Anstieg dieses Effekts bei Pflegestress um das Vierfache gesteigert ist und Pflegenden innerhalb eines Zeitraums von 6 Jahren biologisch um 15 Jahre alternen. Darüber hinaus ließ sich nachweisen, dass langjähriger Stress im Zusammenhang mit der Pflege von Morbus Alzheimer Patienten mit erhöhter Morbidität und Mortalität verbunden sein kann.

Auch Mütter, die sich in der Pflege ihrer behinderten Kinder subjektiv besonders gestresst fühlen, altern vorschnell. An pflegenden Müttern ließ sich nachweisen, dass in Abhängigkeit von der Pflegestressdauer und der subjektiven Belastung durch die Pflege der Kinder der Stress in Immunzellen anstieg.

Aber nicht nur psychische Belastung könne Entzündungsprozesse aktivieren, auch umgekehrt mehren sich die Anzeichen, dass positive psychische Faktoren die Konzentration der (proinflammatorischen) Botenmoleküle im Blut senken.

Psychisches Wohlbefinden wirke sich demnach günstig auf die mit dem Altern verbundenen Entzündungs- und Abbauprozesse aus, so wie auch regelmäßiges Aufsuchen religiöser Einrichtungen: Dieses senke das „Mortalitätsrisiko“ um durchschnittlich 25 Prozent, was an der gesünderen Lebensweise, der besseren psychischen Gesundheit und den zahlreicheren sozialen Beziehungen religiöser Menschen liegen dürfte.

Und ein nachdenklich machendes Ergebnis: In der Psychoneuroimmunologie konnte gezeigt werden, dass je häufiger Menschen in die Kirche gingen, desto höher nicht nur ihre Lebenserwartung war, sondern desto niedriger auch ihre Entzündungsreaktionen, unabhängig von Alter und Geschlecht. Man könne also sagen: Psychische Faktoren führen zu Entzündungsanstiegen und umgekehrt verändert die mit Entzündung verbundene zelluläre Immunaktivität rückwirkend Erleben und Verhalten.

Schubert also untersucht, traditionell gesagt, wie sich der Geist eines Menschen auf sein Verhalten, seine Gedanken und auf das Immunsystem auswirkt und welchen Einfluss das Immunsystem umgekehrt auf den Geist hat. Das Gehirn und unser Immunsystem stehen also in ständigem Austausch miteinander. Sie kommunizieren durch Botenstoffe. Sie sind so eng miteinander verbunden, dass auch ein gestresstes Gehirn über Botenstoffe die Zellen strapazieren kann. Umgekehrt produziert auch das Immunsystem Botenstoffe, die sich direkt auf unser Denken und Fühlen auswirken. Unser Immunsystem kann dem Gehirn also Erkrankung mitteilen. Die Wechselwirkungen jedoch zwischen sozialen, psychischen und körperlichen Faktoren lassen sich

nicht einfach als einfacher linearer Prozess von Ursache und Wirkung beschreiben. Es müssten wohl spontane Herausbildungen von neuen Eigenschaften oder Strukturen infolge des Zusammenspiels verschiedener Elemente zusammenwirken, um zu einer neuen, nicht vorhersehbaren Lebensqualität zu führen, so der Wissenschaftler.

Die Professorin für Arbeitswissenschaft und Gender Studies an der TU Hamburg Harburg **Gabriele Winker** nahm es kämpferisch. Ihr Thema: ‚**Die erschöpften Sorgearbeitenden – Wege aus der Care-Krise**‘, verstand sie als Aufruf gegen unterbezahlte Schattenarbeit und für geschlechtergerechtes Wirtschaften. Was euphemistisch „Familienpolitik“ heiÙe, sei nichts anderes als verdeckte Wirtschaftspolitik. Im konservativen Wohlfahrtsstaat habe es das „Ernährermodell“ gegeben: Ein Verdienner brachte das Geld nach Hause und eine Person schaffte zu Hause. Da die sorgenden Personen meistens Frauen gewesen sind, sei es der Politik dann unter dem Motto „Gleichberechtigung“ relativ leicht gefallen, dies Modell zu kippen. Denn das Ernährermodell war nicht nur gesellschaftlich angefochten (Diskriminierung der Frau), es war in Wahrheit für die „Kapitalverwertung in Zeiten der Globalisierung“ zu teuer, so die Referentin. Vollzeitätigkeit und Existenzsicherung wurde nun von jeder erwerbstätigen Person praktiziert.

Die Folge: Starker Termin- und Leistungsdruck, besonders für Frauen. Es komme zu Doppelbelastungen durch hohe, sogar steigende familiäre Sorgeverpflichtungen, wie zum Beispiel Hausaufgabenbetreuung bei Kindern, die ihrerseits früh dem Leistungsdruck ausgesetzt sind. Die immer älter werdenden Eltern und Schwiegereltern brauchten ebenfalls mehr Fürsorge, zumal 70 Prozent der Pflege zu Hause geschieht. Einfache Frage: Wer leistet wann die Sorgearbeit, wenn alle berufstätig sind? Denn die Betreuung und Pflege von Menschen werde nicht nur geringgeschätzt, sie wird auch - wie die Arbeit im Haushalt - nicht entlohnt. Nicht zu vergessen sei die zunehmende Aufgabe der eigenen Weiterbildung: Lebenslanges Lernen, Selbstorganisation, Erhalt der Gesundheit – aber wann? Die Referentin wies darauf hin, dass psychische Erkrankungen seit etwa drei Jahren die häufigste Ursache für Krankschreibungen sei. Die Unternehmen spürten die Erschöpfung ihrer Mitarbeiterinnen. Deren Motivation lasse nach, 17 Prozent seien sogar „aktiv unmotiviert“.

„Wundern Sie sich da noch, dass wir weder eine Elbphilharmonie in Hamburg, noch einen Flughafen in Berlin oder Stuttgart 21 hinbekommen?“, fragte die Referentin.

Ihre Diagnose: Die Familienkrise sei eine Gesamtkrise, so schwer in ihrer Wirkung wie die Wirtschaftskrise. Warum die Menschen gleichwohl nicht alle depressiv seien, sei schon erstaunlich, rief sie aus.

Winker: „Ich plädiere deswegen für einen grundlegenden Perspektivenwechsel – für einen Ausstieg aus dem Wachstumsfetischismus, der zu immer größeren sozialen Ungleichheiten, nicht zuletzt auf Kosten von Müttern führt, und fordere eine *Care Revolution*. Dabei geht es um nicht weniger als die Forderung, dass nicht Profitmaximierung, sondern die Verwirklichung menschlicher Lebensinteressen und damit die Verfügung über die relevanten Lebensbedingungen zur Befriedigung grundlegender Bedürfnisse im Zentrum stehen.“

Für politisches Handeln im Sinne der *Care Revolution* bedeute das?

Erstens müssen gesellschaftliche Bedingungen angezielt werden, in denen sich individuelle und generative Reproduktionsarbeit mit Zeit und in existenzieller Absicherung realisieren lassen. Daher ist eine verbindliche und drastische Reduktion der individuellen Erwerbsarbeit notwendig“. Hier bietet sich das Konzept des bedingungslosen Grundeinkommens an, das ohne Bedarfsprüfung an jedes Individuum gezahlt wird.

Zweitens gelte es, die auf Freiwilligkeit beruhende, individuell geleistete Reproduktionsarbeit mit einem deutlich ausgebauten Netz staatlich oder genossenschaftlich angebotener Dienstleistungen zu verbinden. Notwendig ist der Ausbau von differenzierten Angeboten im Bereich der Kinderbetreuung sowie der Altenpflege, die überall dort zum Einsatz kommen sollten, wo Tätigkeiten innerhalb von Familien nicht realisierbar sind oder gemeinschaftliche Care Arbeit deutlich mehr Qualität hervorbringt. Auch qualitativ hochwertige Bildungsangebote und umfassende Gesundheitsversorgung würden viele familiäre Reproduktionstätigkeiten

erleichtern.

Und drittens sei eine gesellschaftliche Aufwertung von Care Arbeit wichtig. „Personennahe Dienstleistungen“ sind deutlich höher zu entlohnen. Es sei völlig unangemessen, dass der Umgang mit Maschinen weiterhin besser bezahlt wird als die Betreuung und Pflege von Menschen, rief die Referentin aus. Das alles, so das Fazit, müsse für eine ökonomisch hoch entwickelte demokratische Gesellschaft eine Selbstverständlichkeit werden.

Der Berliner Soziologe, Philosoph und Politologe **Sebastian Braun** beschäftigte sich mit der Frage, was eigentlich zum gesellschaftlichen Engagement motiviert, wie sich dies Engagement heute auf verschiedenen Ebenen auch dramatisch verändert hat und welche Verschiebungen im zivilgesellschaftlichen Fundament unserer Gesellschaft heute vor sich gehen bis hin zum Strukturwandel des „Ehrenamtes“. Sein Thema: **„Bürgerschaftliches Engagement – individuelle und gesellschaftliche Funktionen“**. Bürgerschaftliches Engagement umfasst dabei Aktivitäten, die sich nicht auf den Erwerb von Geld ausrichten, es ist also unbezahlt und es wird außerhalb des unmittelbaren Nahraums in der „Öffentlichkeit“ erbracht und baut Brücken zwischen klassischen und neuen Formen sozialen Engagements.

Auf der unteren Ebene (Mikroebene) gebe es nun einen grundlegenden Wandel vom traditionellen Ehrenamt hin zu einer modernisierten Form. Wo früher weltanschauliche oder Vereinsbindungen oder milieubedingte Mitgliedschaften („Ochsentour“) waren, wo selbstloses Handeln und Fürsorge, Verzicht auf Gelderwerb und Laientätigkeit im Fokus gestanden haben, ist das Engagement heute vielfältiger und befristeter geworden. Es muss zur jeweiligen Biographie passen. Man macht es, „um sich selbst zu finden“ oder um soziale Netzwerke und nützliche Beziehungen aufzubauen. Man nimmt auch Geld (auch Niedriglohnbeschäftigung) und man engagiert sich heute, um Kompetenzen fürs Weiterkommen zu erwerben.

Man ist sozusagen „semiprofessionell“ geworden!

Diesem Wandel entspreche auf der mittleren Ebene (Mesoebene) ein Wandel von der alten Solidargemeinschaft zur modernen Dienstleistungsorganisation. Es ist ein Wandel von dauerhaften, festen Mitgliedschaften zu zeitbegrenztem Engagement mit hoher Fluktuation, was besonders Vereine, Parteien und Kirchen – also die alten Solidargemeinschaften - trifft.

Wo früher starke soziale und emotionale Bindungen herrschten (z.B. der Vater nahm seinen Sohn früh in den Sportverein mit), wo man sich kannte („interaktive Konnektivität“ nennt das die Wissenschaft), wo man sich beteiligte, gemeinsame Willensbildung betrieb und wo man mitentscheiden konnte, da gibt es heute geringere Beteiligung, schwache emotionale Bindungen, geringere Bereitschaft zu unentgeltlichem ehrenamtlichen Engagement. Die Stammkunden also sterben aus.

Dieser Entwicklung von einer Solidargemeinschaft zur Organisation als Dienstleistungsagentur entspricht auf der oberen politischen Ebene eine Spannung zwischen „liberal-individualistischen“ und „demokratisch-republikanischen“ Haltungen. Kurz gesagt: Die einen denken mehr ans „Ich“, die anderen mehr ans „Wir“; die einen verfolgen mehr Eigeninteressen, suchen persönlich befriedigenden Sinn ihres Engagements, die anderen sehen ihr Engagement als Ausdruck von Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Sie wollen an der Gestaltung von Demokratie und Gemeinwesen teilhaben.

Interessant ist nun, dass – so betonte der Referent – die geschilderte Entwicklung nicht nur schicksalhaft zu sehen ist. Er selber sehe sie sogar kritisch. Denn die neuen Netzwerke könnten in der Regel nicht die Gemeinschaftsfunktionen und die Orientierungen ausüben, wie noch die alten Solidargemeinschaften, die Jugendlichen und Kindern eine auf Dauer angelegte Mitgliedschaft bieten konnten. Man war in eine Gemeinschaft eingebunden und konnte so über längere Zeit lernen, sich zu beteiligen, mitzuentcheiden und schließlich auch Verantwortung übernehmen. Man bekam also Orientierung. Wenn heute die Dienstleistungsorganisationen ihre Organisation auf immer besser funktionierende Serviceleistungen trimmen wollten, um modern zu sein, dann sei das unter

Umständen sogar eher kontraproduktiv, da die zu ihnen kommenden Engagierten eher die „Werte“ der alten Solidargemeinschaft, wie Orientierung, Bindung und emotionale Annahme suchten. Zudem, wer mit geringerem ökonomischen und kulturellen Kapital ausgestattet ist, fand früher - z.B. im Fußballverein - seine „Heimat“. Dem werde man mit mehr „Service“ und Dienstleistung nicht gerecht. Der einfache Rückweg allerdings zu den (patriarchalen) Solidargemeinschaften sei nicht möglich und auch nicht wünschbar. Allerdings, so der Referent, „wir laufen in eine Zeit hinein, wo eine gemeinsame Idee der Allmende (Dorfgemeinschaft, Stadtquartier), die von unterschiedlichen Akteuren gemeinsam bestellt wird, zunehmend in den Hintergrund gedrängt wird und wir uns zunehmend nur noch mit Netzwerken der Mittelschichten beschäftigen“. Deshalb sei die „große Herausforderung unserer Zivilgesellschaft, sich um Orte und Gruppen zu kümmern, in denen Vergemeinschaftung stattfinden kann. Eine nur auf individualistisch orientierte Dienstleistungsorganisation sei nicht geeignet, die verletzte Gesellschaft mit zivilem Engagement auf Dauer zu stützen und zu gestalten“.

Olaf Reddemann, Arzt aus Köln, stellte die ebenso schlichte wie schwierig zu beantwortende Frage: Was ist ein guter Arzt? Sein Thema: **‘Vom Arztsein als verletzlicher Mensch. Spannungsfelder, Haltungen und Beziehungsorientierung in der primärärztlichen Versorgung’**.

Ärztliches Handeln sei immer eingebettet in komplexe gesellschaftliche, politische und systemische Kontexte. Und man gehe zum Arzt häufig mit dem Gefühl von Angst vor Leiden, Sterben und Tod. Die müsse man thematisieren, damit man seine heilende Arbeit sinnvoll einsetzen kann.

Reddemann begann mit einer persönlichen Perspektive. Es dominierte damals immer wieder die „sozialromantische Vorstellung des Wunsches, zu helfen und die Vorstellung, etwas bewirken zu können durch einfühlsames Zuhören“. Ein zentrales Motiv auch heute noch für die Berufswahl. Angestiftet von Vorbildern, von Lehrerinnen und Lehrern, deren Porträts am Schluss seines Vortrags als eindrucksvolle „Ikonenreihe“ auf der Leinwand erscheinen. Reddemann wollte nichts als „Hausarzt“ werden, schon damals eine Ausnahme. Denn es herrschte Spezialisierung als Berufswunsch vor. Das tägliche Gespräch mit den Patientinnen und Patienten sei bis heute ein unfassbares Geschenk, jedoch der Kontext seines ärztlichen Handelns schmerze, geprägt von anderen Interessen als gute ärztliche Behandlung ausüben zu können. Man müsse heute nicht nur von Medizin etwas verstehen, sondern es gehöre eine ganze Reihe anderer Kompetenzen dazu, wie Management, Kommunikation, Verteilung finanzieller Ressourcen. Effizienz, Beschleunigung der Sprechzeiten bis hin zu der Gefahr als Arzt zum „Ingenieur des Menschen zu werden“.

Reddemann betonte demgegenüber für gelingende Arzt- und Patientenbeziehung die Notwendigkeit von entsprechenden „Haltungen“. Haltungen seien immer an eine bestimmte Person gebunden. Sie sollen eine angemessene Reaktion der Person wahrscheinlicher werden lassen. Man kann sich also auf den Arzt verlassen.

Man unterscheide (mit dem amerikanischen Philosophen Pellegrino) moralphilosophisch vier Ebenen der guten Beziehung, auf die ärztliches Handeln ausgerichtet sein soll. Das medizinisch Gute, das Gute, wie der Patient es wahrnimmt, das allgemein menschliche Gute und das spirituelle Gute. Was das korrekte Gute ist, könne zwischen Arzt und Patient strittig sein. Man müsse dann versuchen, in einem Verständigungsprozess einen Einklang zu erzielen. Man benötige auch „moralische Tugenden“: Wohlwollen, ein angemessenes Maß an Selbstlosigkeit, intellektuelle Redlichkeit, Mut und Demut. Kunst, Wissenschaft, Weisheit, Klugheit und Verstand kämen als intellektuelle Tugenden hinzu. Gleichwohl gäbe es manche Patienten, die ihn als Arzt an seine Grenzen führten, besonders dann, wenn sich nichts ändere. Aber Langzeitbetreuung in der hausärztlichen Praxis sei - bei aller Verstrickung - unersetzlich, weil die Patientinnen und Patienten - von allen Spezialisten verlassen - sonst allein gelassen werden. „Das jahrzehntelange Begleiten, das Aufbringen von geduldiger Akzeptanz, unverzagt trotz allen Scheiterns, trotz aller Fremdheit und allem Nichtverstehens ist eine enorme Herausforderung und eine sicher oft ungesehene hausärztliche Aufgabe“. Mit dem Zürcher Psychopathologen Christian Scharfetter möchte er am „Eros therapeutikos“ festhalten: „Liebe ist

eine Haltung des Bejahens, des positiven auf-etwas-hin, mit der Einstellung der Wertschätzung und des Gedeihenwünschens. Indem diese Einstellung Gedeihen wünscht und dafür wirkt, ist sie auch schon im ursprünglichen Wortsinn therapeutisch: Therapeuein (griechisch) heißt „hegen, pflegen, sorgsam behandeln, ehrfurchts- und achtungsvoll mit etwas umgehen“ (Scharfetter). Quell dieser Liebe sei die Liebe zu sich selbst und ein Sehen mit beiden Augen, nicht nur pathogenetisch, sondern auch salutogenetisch: „Der Arzt wird sich für das interessieren, was er nicht versteht, wird das Leiden würdigen, wird alles fördern, was Freude, Trost und Hoffnung nährt, wird sich für die eigenen Lösungen der Patienten interessieren und kreativ und neugierig neue Perspektiven vorschlagen oder Bilder kreieren, wenn die Patienten zu eingengt sind. Er wird wissen, dass der Leib-Seele-Dualismus ein überholtes Modell ist.“ Das erfordere Zeit, Offenheit und Mitgefühl, als aktiver Teil von Achtsamkeit. Reddemanns Credo zum Schluss: „Die Existenz des Arztes nämlich gründet in der Verletzlichkeit des Menschen und seiner und allem Lebendigen innewohnenden Lösungsorientierung.“

Alte Menschen sind häufig verschiedensten Diskriminierungen, Misshandlungen und sogar Gewalt ausgesetzt. Der Bonner Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und Leiter der Gerontopsychiatrie der Rheinischen Kliniken, **Rolf Dieter Hirsch** (sein Thema: **„Verletzlichkeit des alten Menschen: Zwischen Fürsorge und Freiheit“**) begann gleich mit dem häufig zu hörenden und ihn nervenden Satz an alte Leute: „Haben Sie heute schon getrunken? Alte müssen doch trinken“. Solche Sätze seien schon die kleinen Grausamkeiten, die alte Leute zuviel hörten. Dass dies kein ganz neues Thema sei, beweise das Märchen vom alten Großvater und dem Enkel, der aus dem Trog essen müsse. Solche Diskriminierungen finde man heute vermehrt in Schlagzeilen wie „Deutschland wird alt“, „Altersheim Deutschland“, „Die Alten beuten die Jungen aus“. Statt von Überalterung sollte man lieber von einer „Überjüngung“ sprechen, fügte der Arzt karikierend hinzu. Das Grausamste sei die Gleichgültigkeit mit der alten Menschen begegnet wird. So wurde auf einer Kaffeeahrt der Bus gestoppt und Frau B., die dringend eine Toilette oder einen Sicht schützenden Busch bräuchte, „vor allen anderen abgehalten“. Man werde nicht ernst genommen: „Gehen Sie als achtzigjähriger einmal zur Polizei!“ rief der Professor aus. Gründe: Man nehme selten die Perspektive der Betroffenen ein und pflege unrealistische Wahrnehmung der Lebenswelt alter Menschen. Vor allem Gewalt sei zu beklagen: „Jede Handlung oder auch Unterlassung einer Handlung, die vorgenommen oder angedroht wird, um eine ältere Person körperlich oder physisch zu verletzen und zu schädigen.“ Dazu zählen aktive Vernachlässigung ebenso wie die passive oder die Einschränkung des freien Willens. Auch finanzielle Schädigungen häufen sich. „Statt dass wir die Weisheit des Alters nutzen, haben wir das Altern zum Problem gemacht“, zeigte der Referent. Im Prinzip sei das Altwerden bei uns erlaubt, habe Dieter Hildebrandt karikiert, „aber es wird nicht gern gesehen“.

Was braucht ein alter Mensch? Die Rolle eines rechtlichen Betreuers werde oft falsch gehandhabt. Es komme zu so etwas wie indirekter Gewalt. So habe sich eine alte Frau einen Pelzmantel gewünscht. Vom Betreuer abgelehnt, obwohl Geld genug da gewesen ist, nur weil sie alt war. Hirsch: „Alte Menschen sollten das Geld, das sie haben, so verpulvern, wie es ihnen am ehesten passt, dann haben alle etwas davon und nicht nur die Jungen“.

Zunehmend hätten sich die Rahmenbedingungen im Pflegebereich - trotz Pflegeversicherung – verschlechtert (Bürokratie etc.).

Ein erster Schritt den Diskriminierungen und (verdeckten) Gewaltformen zu begegnen, sei die ständige und selbstverständliche Beachtung von Artikel 1 des Grundgesetzes. Die Würde des Menschen gelte eben auch oder besonders für alte Menschen. Die Kommunen könnten - zweite Möglichkeit - Beratungsstellen einrichten für spezifische Probleme des Alterns. Mitarbeitende - drittens - sollten regelmäßig selber beraten werden (Supervision). Sie sollten, ehe sie einen alten Menschen pflegen ihn erst einmal wahrnehmen und ihm „in die Augen schauen“. Und die Alten? Die sollten sich über ihre Vorsorgevollmacht hinaus aktiver engagieren. Hirsch schloss mit einem Zitat

von Cicero: „Alter ist nur geehrt unter der Bedingung, dass es sich selbst verteidigt, seine Rechte behält, sich niemandem unterordnet und bis zum letzten Atemzug die eigene Domäne beherrscht.“

‘Versöhnen von Macht und Liebe? Möglichkeiten, Unmöglichkeiten und Herausforderung‘, hatte die Berliner Politologin **Barbara von Meibom** ihren Abschlussvortrag genannt. Sie begann mit der persönlich adressierten Mahnung, die eigene Verwundbarkeit anzunehmen. Nur dann könne man mit der uns „eigenen Mächtigkeit“ umzugehen lernen, besonders dann, wenn uns Lebensenergie in großer Fülle zur Verfügung steht. Mächtigkeit brauche Formung. Denn Macht sei mehr als „ihr Schattenaspekt“, es ist „auch eine lichtvolle Kraft“. Frage: Welche Kraft ermöglicht solche Formung von Macht und Mächtigkeit? Für die Referentin bietet sich zunächst „Liebe“ als zentraler Begriff an, dann das „Herz“ als „Leitorgan unsres Handelns“, schließlich als besonders deutsches Thema „Versöhnung“ und am Ende: „Selbstermächtigung“. Liebe unterscheidet sie - mit dem Amerikaner Jack Hawley - in einer Art Stufenschema in bedürftige Liebe, die im Andern sucht, was ihr fehlt. In Liebe als Fühlen, die unsichtbar sei, Liebe als Handeln, die sich fürsorglich helfend zeigt, Liebe als Energie, die in der Lage ist Macht liebend einzubinden. „Solche Liebesmacht gründet sich auf dem Wissen und dem Durchschreiten der eigenen Schattenkräfte. Sie wird genährt durch den liebevollen Blick auf sich und andere, auf den Wunsch, das Gegenüber so sehen zu wollen, wie Gott ihn oder sie gemeint hat.“ Schließlich Liebe als göttliche allumfassende Liebe, erkennbar an Menschen, „in deren Nähe sich die Gedanken beruhigen und klären, die Emotionen ihre Übermacht verlieren und feine Stimmungen und Gefühle wieder eine Chance haben und in der sich die Prioritäten des Lebens wie von selbst im Bewusstsein zurechtzurücken scheinen“.

Macht und Liebe ließen sich auf allen Ebenen versöhnen, zuerst in der Familie, dann in der Gemeinschaft und den Organisationen, in der Gesellschaft und dann erst zwischen den Völkern. Sie setzt also auf eine klare Rangfolge. Leitorgan für eine friedliche Zukunft auf allen Ebenen sei das Herz. Heilung geschehe - so der Konditionalsatz - „wenn das Herz als der wichtigste Rhythmusgeber im Körper“ mitschwingt mit den anderen (körpereigenen) Rhythmen. Das Herz könne nicht lügen. Schließlich gelte das auch für die politische Ebene, sagte die Berliner Politologin. Die kurze Zeit des Nationalsozialismus sei nicht nur - mit dem Historiker Gordon Craig - „eine Periode historisch beispielloser Machtperversion, sondern auch eine Periode beispiellosen Liebesrausches“ gewesen. Kein politischer Führer sei bis zum Kriegsausbruch so geliebt worden wie Adolf Hitler. Man habe sich nach dem Krieg dieser Liebe geschämt und dies „Schamtabu ist heute noch wirksam“. Missbrauchte und enttäuschte Liebe sei nämlich gefährlich, weil sie die spätere Liebesfähigkeit von Menschen vergiftet. „Wo Liebe sich vergiftet anfühlt, entwickeln wir Abwehrmechanismen“ in Form von Gefühlskälte, Rationalisierung, Resignation, Einsamkeit und Isolation oder auch „Abheben in ein Himmels-Ich“ von Gefühlsduselei. Das mache eine „Kultur der Verbundenheit“ unmöglich. Frage also: Wie herauskommen aus dem Dilemma, um die Schatten der Vergangenheit zu verwandeln in lebensfördernde Haltungen und Handlungen? Interessanterweise nahm die Referentin Bezug auf den deutschen Idealismus der in Kant, Schiller, Goethe, Novalis und Schlegel der Kälte des Rationalismus die Wärme der Vernunft als vernehmendes Organ entgegenhalten wollte. Es müsse doch eine Art „Vereinigung von Realismus und Idealismus“ geben, forderte sie mit einer Notiz von Emil Nolde und Albert Schweizer. Idealistische und spirituelle Traditionen, maßvoll aufgenommen, würden jedenfalls - so ihre Hoffnung - eine „Führungskunst“ ermöglichen, in der Macht und Liebe „zu einer Synthese gelangen“. „Aus welchem Geist heraus handeln unsere politisch Verantwortlichen“, rief Barbara von Meibom aus, „ist es der Geist der Verbundenheit und der Solidarität oder geht es vor allem darum, die eigenen Interessen gegen die anderen durchzusetzen?“ Auf jeden Fall sei die Versöhnung von Macht und Liebe eine „Aufgabe, die sich jedem Menschen stellt“.

Nicht zufällig stieß sie mit ihren beiden „Zeuginnen“ für die Möglichkeit solcher Versöhnung auf Eva Mozes Kor, die zusammen mit ihrer Zwillingsschwester medizinisch durch den Naziarzt Mengele missbraucht worden war und Antje Pohl, Enkelin des Lagerkommandanten von Auschwitz.

Opfer wie Täterinnen seien nicht „im Opferstatus erstarrt“ geblieben; weder Eva Mozes Kor, die sich in der Gemeinschaft der Opfer beheimatet fühlen kann, noch Antje Pohl, die sich aufgrund ihrer Familie als Opfer in der Täterlinie begreifen kann. Beide hätten für sich erkannt, dass sie sich „selbst ermächtigen“, ihr Schicksal in die Hand und aus der Falle von Ohnmacht-Scham-Allmacht heraustreten konnten. Die Referentin beendete ihr Referat mit einem Filmausschnitt aus einer Rede von Antje Pohl auf der Konferenz „Aussöhnen mit Deutschland“, die von Babara von Meibom ins Leben gerufen worden war. Antje Pohl zitiert darin den Ankläger Fritz Bauer: „Über jedem Gesetz und über jedem Befehl gibt es noch etwas, was unverwundlich und unzerstörbar ist: Die klare Erkenntnis, dass es gewisse Dinge gibt, die man auf Erden nicht tun kann.“ Man hat es freilich getan.

Wolfgang Teichert

ANKÜNDIGUNG DER ARBEITSTAGUNG 2015

vorläufiges Leitthema: Dazugehören und sich abgrenzen

Datum: Sonntag, 01. November 2015 bis
Donnerstag 05. November 2015

Tagungsort: Stadttheater in Lindau am Bodensee

Eingeladene: Ärztinnen / Ärzte, Psychotherapeutinnen / Psychotherapeuten,
Psychologinnen / Psychologen, Pfarrerinnen / Pfarrer, Pädagoginnen / Pädagogen,
Juristinnen / Juristen, Sozialarbeiterinnen / Sozialarbeiter, alle Pflegekräfte, alle im Heilberuf
Tätige, alle, die beruflich mit Menschen arbeiten

Das endgültige Programm mit allen Einzelheiten nebst Anmeldeformularen wird im Frühsommer 2015 versendet und kann bei unserer Geschäftsstelle: Postfach 701080, 81310 München kostenlos angefordert werden. Sofern Sie diese Ankündigung unter Ihrer eigenen Adresse erhalten haben, oder wenn Sie Mitglied bei uns sind, erhalten Sie das Programm ohne weitere Anforderung zugesandt.

Unser Tagungsband 2013 ist erschienen: „Liebe – Die transformierende Kraft in Beziehungen und Gesellschaft“ mit einem Vorwort von Verena Kast (Patmos-Verlag)

Unser Tagungsband 2014: „Der verletzte Mensch – Zwischen Freiheit, Mitgefühl und Verantwortung“, Herausgeber: Christiane Neuen, Brigitte Dorst und Wolfgang Teichert können Sie bei Christine Bauer unter der E-Mail-Adresse: info@psychosozial.de vorbestellen.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft erhalten den Tagungsband kostenlos.

Die Vorträge unserer Tagung 2014 können außerdem als CD oder DVD über Auditorium Netzwerk, Hebelstraße 47, 79379 Müllheim / Baden, Tel.: 07631/938690, oder per E-Mail: info@auditorium-netzwerk.de bezogen werden.

Tagungstermin 2016
Sonntag, 30. Oktober bis Donnerstag, 03. November